

SWR2 Leben

Dialekt - Die verleugnete Heimat

Von Ingrid Strobl

Sendung: 24.02.21, 15.05 Uhr

Redaktion: Nadja Odeh

Regie: Felicitas Ott

Produktion: SWR 2021

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/SWR2-Tandem-Podcast,swr2-tandem-podcast-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

DIALEKT - DIE VERLEUGNETE HEIMAT

Erzählerin:

„Herzele, mei Kloanerle, mei Feinerle, des weart scho wieder!“ Wenn ich mich als Kind verletzt habe, nahm mich meine Mutter in den Arm und murmelte mir Trostworte im Tiroler Dialekt zu. Hätte sie gesagt „Liebes, nicht weinen, das wird schon wieder“, ich glaube, ich hätte mich nie beruhigt.

1 O-Ton Frank Nägele:

Ich bin aufgewachsen mit ´nem Stuttgarter Schwäbisch, sogenanntes Honoratioren-Schwäbisch, wie man das so nennt. Weil das schon ein bisschen bereinigt ist, auch von den Wortstellungen und von den Worten, es ist noch richtiges Schwäbisch, aber es hört sich dann halt schon a bissle besser a. Alle Menschen in der Umgebung von mir haben das eigentlich gesprochen, meine Eltern, meine Freunde, Kindergartentante, die Lehrer in der Schule, weil in Süddeutschland lebt der Dialekt heute noch stärker und ist weniger ein Merkmal von dem Bildungshintergrund als zum Beispiel im Rheinland.

Erzählerin:

Frank Nägele weiß, wovon er spricht. 1987 nahm er beim Kölner Stadtanzeiger eine Stelle als Sportredakteur an. Und begriff ziemlich schnell, dass man hier mit Sprache anders umgeht, als er es bei den Stuttgarter Nachrichten, seinem bisherigen Arbeitsplatz, gewohnt gewesen war.

2 O-Ton Frank Nägele:

Keiner von meinen Kollegen hat einen richtigen Dialekt gesprochen, keiner. Die, die aus dem Rheinland kamen, haben halt maximal diesen leicht rheinischen Singsang, aber das ist ja kein Dialekt, das ist ja kein kölscher Dialekt mehr.

Erzählerin:

Also sprach der gebürtige Schwabe fortan hochdeutsch. Genauer gesagt: Er wurde zweisprachig. Im beruflichen Kontext bemühte er sich um ein halbwegs reines Hochdeutsch. Das schließlich auch seine Alltagssprache wurde. Mit seinen Stuttgarter Freunden aber, und schon gar mit der Familie sprach er weiterhin schwäbisch. Selbst wenn er sich gerade bei der Arbeit in der Redaktion befand.

3 O-Ton Frank Nägele:

Die Sensation war, wenn meine Mutter anrief oder ein Freund von mir am Arbeitsplatz, und dann kann man mit dem nicht so reden wie ich jetzt, man muss mit dem Menschen dann so reden, wie der einen kennt. Und wenn ich das gemacht hab, dann gab's direkt einen Menschauflauf, weil, ja, „Mama was hasch gemacht...“

Erzählerin:

Wohl fühlte Frank Nägele sich nicht, wenn er von seinen Zuhörern bestaunt wurde. Auch, weil er wusste:

4 O-Ton Frank Nägele:

In der Hierarchie der Dialekte ist ja Schwäbisch ziemlich weit unten, da kommt ja eigentlich nur noch Sächsisch darunter oder irgendwas aus der Pfalz. Also das Gefühl hat man schon, dass gewisse Dialekte keine große Reputation genießen. Und auch deshalb muss man versuchen, sich den Dialekt abzuerziehen, damit man ernst genommen wird.

Erzählerin:

Das gilt nicht nur für bestimmte Dialekte, ergaben Studien, sondern generell für das Sprechen eines Dialektes oder auch nur eines örtlichen Akzents: Um als seriös und kompetent anerkannt zu werden, muss man hochdeutsch sprechen. Und so stellt sich die Frage, ob heute erkennbar weniger Menschen als früher Dialekt sprechen. In einer Publikation der Universität Landau geht die Psychologin Terese Schimmer dieser Frage nach. Und der Folgefrage: Wenn dem so ist, warum? Ihre generelle Antwort lautet: Ja, so ist es. Und Schuld daran, schreibt sie, seien drei Faktoren: Mütter, Medien und Mobilität. Mütter, so das Ergebnis ihrer Forschungen, sprechen mit ihren Kindern zunehmend hochdeutsch – um sie vor Diskriminierung zu schützen. Mit der Einführung des Rundfunks wurde Hochdeutsch auch in Gegenden gebracht, in denen zuvor nur Dialekt gesprochen wurde.

Heute sind Kinder und Jugendliche durch Hörfunk und Fernsehen ganz selbstverständlich mit dem Hochdeutschen vertraut, selbst wenn ihre Eltern Dialektsprecher sind. Zudem ziehen auch immer mehr Menschen aus ihren Heimatorten weg und sprechen aus Gründen der Anpassung immer seltener ihren Ursprungsdialekt. Tun sie es aber doch, werden sie am Arbeitsplatz in dem neuen Bundesland oft nicht ernst genommen. Wie auch generell einem Menschen, der Dialekt spricht, unterstellt wird, er sei eher schlicht gestrickt. Dabei belegen neuere Studien das genaue Gegenteil. Sie kommen nämlich zu dem Schluss: Dialekt macht klug. Denn, so Heinz-Peter Meidinger, der Vorsitzende des Deutschen Philologenverbandes:

Sprecher:

Dialektsprecher lernen früh, zwischen verschiedenen Sprachebenen zu unterscheiden. Das trainiert die Auffassungsgabe, und das stärkt das abstrakte Denken.

Erzählerin:

Und Professor Anthony Rowley, Sprachforscher und Mundart-Experte an der Ludwig-Maximilians-Universität München schreibt:

Sprecher:

Wenn ein Kind gleichzeitig mit Dialekt und Standardsprache aufwächst, gilt das für die Hirnforschung als eine Variante von Mehrsprachigkeit. Und in der Wissenschaft weiß man heute, dass Mehrsprachigkeit von Vorteil für die geistige Entwicklung von Kindern ist.

Erzählerin:

In diesem Sinne war auch Frank Nägele von spätestens Schulkindheit an mehrsprachig und konnte durchaus Hochdeutsch, als er seine neue Stelle beim Kölner Stadt Anzeiger antrat. Aber es war ihm nicht bewusst, dass er nicht nur in der Hochsprache schreiben, sondern sie auch sprechen sollte.

In der Wirtschaft und im wissenschaftlichen Rahmen gilt das nach wie vor. Bewirbt man sich heute auf eine Stelle, ist es angeraten, hochdeutsch zu sprechen – es sei denn, man lebt in Bayern oder Baden-Württemberg. In der neueren Forschung jedoch hat sich das Blatt gewendet. Dialekt gilt nicht mehr als etwas, das man sich abtrainieren sollte.

Die Pisa-Studie von 2010 gibt Prof. Anthony Rowley recht mit seiner Aussage, dass Mehrsprachigkeit, auch die des Dialekts, für Kinder förderlich ist. Die Studie ergab nämlich, dass im Bildungsvergleich Dialekt-Regionen wie Bayern, Baden-Württemberg, Sachsen und Österreich ganz oben in der Wertung stehen. Oder, wie es der bayerische Mundart-Experte Hans Triebel formuliert:

Sprecher:

Unsere Kinder san ja net so gscheit, weil bei uns die CSU regiert, sondern, weil sie von Grund auf zwei Sprachen lernen, den Dialekt als Muttersprache und das Schriftdeutsch als Standardsprache.

5 O-Ton Angela Huemer:

Ich bin mit Dialekt aufgewachsen, mit dem Salzburger Dialekt. Das war auch jetzt nichts Ungewöhnliches, und ich kann mich nicht erinnern, wie wir in der Schule dann angeleitet wurden, Hochdeutsch zu sprechen.

Erzählerin:

Angela Huemer, Kunsthistorikerin und Dokumentarfilmerin, erlebte den Dialekt nicht nur als ihre Muttersprache im übertragenen Sinn. Sondern zugleich auch als etwas ganz Besonderes:

6 O-Ton Angela Huemer:

Meine Mutter hat traditionelle Musik gesungen, also Volksmusik, aber für die Bühne, nicht das, was man unter volkstümliche Musik versteht. Das war sehr traditionelle Musik in einem Dreigesang aber auch. Also so das Kontra-Programm zum Musikantenstadl.

Erzählerin:

Zuhause mit den Eltern, mit Freunden und Verwandten und auch mit Menschen, die sie nicht kannte, sprach Angela Huemer Dialekt. Wie alle in ihrem Umfeld. Hochdeutsch, erinnert sie sich, lernte sie erst auf dem Gymnasium. Zum einen von den Lehrerinnen. Zum andern aber auch von bestimmten Mitschülerinnen:

7 O-Ton Angela Huemer:

Weil da waren einige unter Anführungszeichen höhere Töchterchen, die so angebliches Hochdeutsch gesprochen haben, das „Ursulinen-Deutsch“. Das heißt, dass man eine gewisse Art des Hochdeutsch spricht, das aber jetzt kein reines Hochdeutsch ist: „Ich hab was gmacht“, „was sagstn du da?“.

Erzählerin:

Hochdeutsch ist in diesem Fall vor allem das reine „a“. Im Dialekt würde man sagen „I hob wos g´mocht“. Angela Huemer liebt Dialekte. Als Dokumentarfilmerin, lebte sie viele Jahre in den USA und in Italien, und bemühte sich dort immer auch, die Dialekte der Menschen zu erlernen, mit denen sie zu tun hatte. Nun lebt sie schon seit langem in Deutschland, doch auch hier achtet sie, wenn sie Radio hört oder fernsieht, gerne darauf, ob sie bei den Sprecherinnen und Sprechern deren regionale Ursprungssprache heraushört.

8 O-Ton Angela Huemer:

Ich glaub, das wär mal interessant zu vergleichen bei den ARD-Sendern, die ja regional geprägt sind. Ich hab jetzt kürzlich mir in der Mediathek verschiedene Sachen angehört. Und wenn man genau hinhört, dann hört man vielleicht, wenn ein Beitrag von einem Sachsen gelesen wird auf Hochdeutsch, oder von einem Berliner, oder von einem Hamburger.

Erzählerin:

In der Sprachwissenschaft wird Dialekt als „sprachliches System“ definiert, in dem jeweils eigenen Regeln gelten. Das Wort kommt aus dem Griechischen, wo es „Gespräch“ bedeutet. Martin Luther beschrieb das Phänomen 1538 in einer Tischrede so:

Sprecher:

Es sind aber in der deutschen Sprache viel Dialecti, unterschiedliche Arten zu reden, dass oft einer den anderen nicht wohl versteht.

Erzählerin:

Mit seiner Bibelübersetzung schuf Luther ein Deutsch, das – theoretisch - jeder Mensch neben seinem Herkunfts-Dialekt lernen, und mit dem er fortan mit allen anderen kommunizieren konnte. Was erst einmal Theorie blieb. Beziehungsweise nur schriftlich genutzt wurde von Gelehrten und Adeligen - und auch das nicht immer und überall. Mehr als 300 Jahre später konnten Kinder dieses Deutsch dann in der Schule lernen. Seither sind viele Menschen zweisprachig: Sie sprechen ihren Dialekt. Können sich aber auch in der Schriftsprache ausdrücken. Doch es gibt auch Menschen, die Hochdeutsch zwar in der Schule gelernt haben, es aber so gut wie nie anwenden. Weil alle in ihrem Umfeld Dialekt sprechen. Und Hochdeutsch oftmals als arrogant gilt, als die Ausdrucksweise derer, die sich für etwas Besseres halten. Auch heute noch sind viele Dialekte für alle diejenigen, die nicht in einem betreffenden Dorf oder Tal leben, eine regelrechte Fremdsprache, zu der Wörter gehören, die sich nur Einheimischen erschließen. Das gilt für das Schwäbische ebenso wie für den Kölner Dialekt. Dieses „wirklich echte“ Kölsch jedoch sprechen nur noch wenige. Marion Sollbach ist eine von ihnen.

9 O-Ton Marion Sollbach:

Ich bin in Köln geboren und aufgewachsen. Meine beiden Eltern, Mutter und Vater waren auch Kölner, und daher bin ich mit Dialekt aufgewachsen, dem kölschen Dialekt logischerweise. Und damals noch haben relativ viele Menschen in meiner Umgebung Kölsch geredet.

Erzählerin:

Marion Sollbach ist Nachhaltigkeitsmanagerin. Und spricht im beruflichen Kontext selbstverständlich Hochdeutsch. Aber, erzählt sie:

10 O-Ton Marion Sollbach:

Ich war auf der katholischen Grundschule, und in den ersten zwei Jahren hatten wir so ne alte Grundschullehrerin, die noch sehr viel Wert darauf gelegt hat, dass alle Kölsch können. Wir hatten sogar Kölsch-Unterricht für all diejenigen, die damit zuhause nicht aufgewachsen sind.

Erzählerin:

Über diesen, heute undenkbaren, Kölsch-Unterricht freut sie sich immer noch.

11 O-Ton Marion Sollbach:

Aber eben anschließend, als sie dann in Rente gegangen ist und ein Lehrer die Klasse übernommen hat, war es eher verpönt. Und auf dem Gymnasium selbstverständlich, da musste man sich das dann abgewöhnen. Also es wurde nie Druck ausgeübt, dass man keinen Dialekt mehr spricht, aber wenn um einen herum halt kein Mensch Dialekt redet, dann passt man sich ja automatisch an.

Erzählerin:

Was ihr gar nicht so schwer fiel. Denn, erinnert sich Marion Sollbach:

12 O-Ton Marion Sollbach:

Ich hab früh angefangen, sehr viel zu lesen die ganzen Pünktchen und Anton und Enid Blyton und ich weiß nicht was alles, und das, was niedergeschrieben ist, ist ja ganz anders als das, was man sozusagen zuhause redet. Und ich glaube, je mehr man liest und eben auch in der Gedankenwelt quasi sich da rein orientiert, was man gerade gelesen hat, desto eher merkt man ja, dass das, was man zuhause spricht, vielleicht irgendwie falsch ist, weil sonst wär ja in den Büchern, die ich ja sehr geliebt habe, nicht eine andere Sprache.

Erzählerin:

Auch ich bin nicht mit Hochdeutsch aufgewachsen. Das wäre im Innsbruck der Fünfziger-, Sechzigerjahre gar nicht denkbar gewesen. Reines Hochdeutsch sprach dort niemand, zumindest kein gebürtiger Tiroler. Es gab allerdings Abstufungen. Und die gibt es heute noch: Da ist das „feine“ Tirolerisch der mehr oder weniger gehobenen Mittelschicht, das ausgeprägtere der städtischen Arbeiterinnen und Arbeiter, und das „g'scherte“ der Bauern. Wobei das Wort „g'schert“ von „geschoren“ kommt. Und sich auf die Leibeigenen des Mittelalters bezog, denen es nicht erlaubt war, ihr Haar wachsen zu lassen.

Auch in deutschen Städten und Regionen wird ein jeweils eigener Dialekt in unterschiedlichen Varianten gesprochen. Allerdings nicht immer und überall. An seinem Arbeitsplatz in Köln hatte der Stuttgarter Sportjournalist Frank Nägele ja, wie schon erwähnt, erlebt, dass nur Hochdeutsch akzeptiert wird. Vollständig sei ihm der Sprachwandel allerdings nicht gelungen, sagt er nun, fünfunddreißig Jahre später mit einem ironischen Lächeln.

13 O-Ton Frank Nägele:

Ja, den Touch von Schwäbisch versucht man zu eliminieren, und irgendwann gelingt's einem dann, die Sätze deutsch zu machen. Und dann, nach vielen Jahren, sagen die Leute: „Aber man hört schon noch, wo du herkommst“, und am Anfang gibt es einem noch einen Stich, aber mittlerweile find ich das auch nett, weil man soll ja irgendwo auch hören, wo man herkommt.

Erzählerin:

Ich wurde zweisprachig, als ich auf das Gymnasium ging. Denn anders als in der Grundschule wurde hier Hochdeutsch gesprochen. Dialekt galt als primitiv. Wobei in Innsbruck, damals, kaum jemand reines Hochdeutsch sprach. Es gab jedoch einen Duktus, der als solches galt, den meine Lehrerinnen und meine Mitschülerinnen sprachen, und den ich nun versuchte, mir so schnell wie möglich anzueignen. In dem Sammelband „Solidarisch gegen Klassismus“ berichtet die Autorin Anita Drexler von einer ähnlichen Erfahrung und definiert sie als einen „Konflikt zwischen sozialer und persönlicher Identität“. In der Schule wurde sie, wie sie schreibt, von Lehrern benachteiligt, weil sie ihren Dialekt – und damit ihre ländliche Herkunft aus einer Familie, die als minder galt – nicht völlig verleugnen konnte. Unterstützung bekam sie keine.

Sprecherin:

Hilfestellung von zuhause gab es nur in Form des sicher gut gemeinten Ratschlags, dass die Lehrer eben „am längeren Arm“ säßen. Dass man manchmal „die Krot schlucken“ müsse.

Erzählerin:

Sprich: dass für sie ein höherer Schulabschluss einfach nicht in Frage käme. Damit jedoch wollte Anita Drexler sich nicht abfinden. Ganz offensichtlich, so ihre Überlegung, sprach sie „falsch“. Und musste deshalb lernen, „richtig“ zu sprechen. So, wie die vermeintlich gebildeten Menschen.

Sprecherin:

Also begann ich im Alter von fünfzehn Jahren, mich umzupolen. Wechselte meine Sprache komplett aus und eignete mir ein gestelztes, tiefend neutrales Hochdeutsch an. Die Idee dahinter: Du wirst so gut behandelt, wie du dich präsentierst.

Erzählerin:

Und so war es dann auch - auf der einen Seite. Ihre Noten verbesserten sich, ein Lehrer, der sie, wie sie schreibt, „hart behandelt hatte“, entschuldigte sich plötzlich dafür. Die Welt wurde für sie eine bessere. Aber, fügt sie hinzu:

Sprecherin:

Meine Familie reagierte entsetzt. Über Jahre hinweg baten meine Eltern mich, „wieder vernünftig“ zu reden und „meine Wurzeln nicht zu vergessen“. Aber es half nichts. Ich hatte mich tiefgehend verändert. Dass dieser Wandel vor allem dem Zweck diene, zu kaschieren, woher ich kam, reflektierte ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

Erzählerin:

Ich konnte mir meinen Dialekt bewahren. Was vermutlich daran liegt, dass ich wusste, ich würde meine Eltern tief verletzen, wenn ich plötzlich zuhause Hochdeutsch spräche. Denn das hätte für sie bedeutet, dass ich mich für meine Herkunft, und damit auch für sie, schämte. Erst in Wien, an der Universität, wechselte ich auch im Alltag in die Hochsprache. Weil meine Kommilitoninnen und Kommilitonen und auch meine Freundinnen dort so sprachen. Und, weil ich mich mit meinem Tirolerisch zur Außenseiterin gemacht hätte. Ich hatte aber auch noch einen anderen Grund für den Sprachwechsel: Tirol galt, nicht ganz zu Unrecht, als rückständig und reaktionär. Und beides verabscheute ich. Aber: Sobald ich zuhause bei meinen Eltern war, oder bei meiner Großmutter oder sonstigen Verwandten, sprach ich wieder Dialekt. Meine Erstsprache.

15 O-Ton Angela Huemer:

Also wenn ich zuerst mit meinem Papa telefoniert hab, dann sprech ich wahrscheinlich Dialekt.

Erzählerin:

Die österreichische Dokumentarfilmerin Angela Huemer weiß aus eigener Erfahrung – und das gilt für die meisten Menschen, die zweisprachig sind im Sinne von Hochdeutsch und Dialekt: Man wechselt oft unbewusst vom einen in das andere:

16 O-Ton Angela Huemer:

Wenn ein anderer Österreicher zugegen ist, dann spricht man automatisch anders, also ich pass mich da auch immer sehr stark an die Umgebung an. Auch unbewusst.

Erzählerin:

Es gibt Menschen, die zwar mit einem Dialekt aufgewachsen sind, sich aber in der Schule oder als Studierende die Hochsprache angeeignet und sie schließlich auch verinnerlicht haben. Mir selbst ist das nie vollständig gelungen. Wenn es nötig ist, kann ich dieses quasi offizielle Deutsch durchaus sprechen. Wer aber genau hinhört, fragt mich dann schon mal, ob ich aus Bayern komme. Diese Frage „Wo kommen Sie denn her?“ ist oft freundlich gemeint. Impliziert aber eine Zuschreibung in die Rolle des, oder der Fremden. Ob gewollt oder nicht. Angela Huemer, kennt diesen Zwiespalt:

17 O-Ton Angela Huemer:

Ja, man wird immer wieder drauf angesprochen. „Sie kommen aber auch nicht von hier“, oder „wo kommen denn Sie her?“ Und da reagier ich schon manchmal auf die Frage „woher kommen Sie“: „Ich wohne in Köln.“ Und ja, dann wird nachgehakt,

„woher kommen Sie jetzt ursprünglich“? Und dann, je nachdem, sag ich es dann halt auch, und dann: „Ja, da war ich auf Urlaub!“ und so, das ist eh meistens nett, aber naja. Es kann auch manchmal nerven.

Erzählerin:

Vor mehr als 200 Jahren schrieb Johann Wolfgang von Goethe, dessen Werke bekanntlich als der Inbegriff deutscher Hochkultur gelten:

Sprecher:

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“

Erzählerin:

Goethe selbst, so der Germanist und Universitätslehrer Karl Heinz Göttert, beherrschte Hochdeutsch in der Schriftform ganz gut. Mit dem Sprechen jedoch habe es gehapert. Anders gesagt: Er sprach Dialekt. Heute dagegen stellen einschlägige Studien fest: Immer weniger deutschsprachige Menschen sprechen Dialekt. Das gilt allerdings vorwiegend für Städter. Und der Sprachgebrauch unterscheidet sich auch je nach Region. Und nach Schicht-Zugehörigkeit. In Hamburg würde in gehobenen Kreisen schon ein Touch von Hamburger Platt Irritation auslösen. In Bayern jedoch, oder Baden-Württemberg, Schwaben, der Pfalz zum Beispiel ist es durchaus noch üblich, zumindest mit Akzent zu sprechen und bestimmte Dialektworte zu verwenden.

Der Dialekt, den sie als Kind sprachen, bleibt den meisten Menschen erhalten. Man kann ihn sich abtrainieren, aber in bestimmten Situationen kommt er oft ganz von selbst wieder zum Vorschein. Wie auch der Stuttgarter Frank Nägele weiß:

18 O-Ton Frank Nägele:

Je emotionaler es wird, desto mehr geht's in den Dialekt. Die emotionalen Dinge, die formuliert man einfach auch so, wie man's als Kind gehabt hat. Na, des is aber sche, jetzt gohts ma guat. Das fühle ich dann so. Oder fluchen. Als ich bei meinem Opa war, wenn der geflucht hat, das hörte gar nicht mehr auf: Herrgottsjesas, Herrgottsglomb, und das war dann auch für mich als Kind total faszinierend, was für Worte er benutzt hat. Und vor allem mit welcher Inbrunst.

Erzählerin:

Was in der Kindheit Trost und Zuwendung ist und im Älterwerden wieder mehr geschätzt wird, das kann in der Jugend auch abgelehnt oder sehr zwiespältig gesehen werden. In meiner Innsbrucker Jugend hegte ich eine tiefe Abneigung gegen Männer, die im strammen Trachtenlook herumliefen. Sie waren für mich der Inbegriff von reaktionär und mehr noch: Nazis. Dasselbe galt für den Dialekt. Nicht unbedingt für das städtische Innsbruckerisch, das ich selbst und meine Freundinnen und Freunde sprachen. Aber für den bäuerischen, „breiten“ Dialekt der „Trachtenhuber“, wie wir Menschen nannten, die wir, oft zu Recht, für erzreaktionär hielten. Auch Frank Nägele beargwöhnte den ausgeprägten schwäbischen Dialekt der Vätergeneration.

19 O-Ton Frank Nägele:

Man wollte ja auch da raus und dieses Miefige, dieses Piefige war schon damit verbunden, und wir haben ja als Kinder dann die Opas miteinander sprechen gehört oder die alten Onkel, auch sehr viel reaktionäres Zeug bis hin zu Nazi-Gedankengut halt. Aber trotzdem haben wir unser Schwäbisch natürlich, unser etwas gemäßigtes Schwäbisch, in Stuttgart immer weiter benutzt unter uns Jungs.

Erzählerin:

Auf die Frage, ob sein Sohn Schwäbisch sprechen kann, schüttelt er den Kopf.

20 O-Ton Frank Nägele:

Mein Sohn redet kein Wort schwäbisch, ich hab mit ihm auch Hochdeutsch gesprochen. Weil ich ja wollte, dass er so spricht wie die anderen Kinder, wie seine Freunde auch. Das war überhaupt kein Gedanke, da zuhause mit ihm Schwäbisch zu sprechen. Nein, nein. Wär mir nie in den Sinn gekommen.

Literatur:

Anita Drexler:

Klassismus und Sprache, in: Francis Seeck und Brigitte Theißl (Herausgeberinnen):
Solidarisch gegen Klassismus, Unrast Verlag.

Therese Schimmer:

Dialekt - Vorteil oder Nachteil?, <https://www.uni-koblenz-landau.de/de/landau/fb8/psychaus/aktuelles-aktivitaeten/kommunikation-intergruppen/dialekt-vor-oder-nachteil>

Karl-Heinz Göttert im Gespräch mit Michael Köhler:

„Wir können viel mehr aushalten an Sprachen“

https:

[//www.deutschlandfunk.de/dialekt-vs-hochdeutsch-wir-koennen-viel-mehr-aushalten-an.694.de.html?dram:article_id=402214](https://www.deutschlandfunk.de/dialekt-vs-hochdeutsch-wir-koennen-viel-mehr-aushalten-an.694.de.html?dram:article_id=402214)

Karl Heinz Göttert:

Alles außer Hochdeutsch, Ullstein Verlag.

Anthony Rowley:

https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bairische_Dialekte

Hans Triebel:

<https://www.sueddeutsche.de/wissen/studie-dialekt-macht-schlau-1.912547>